

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Vorzugsstellung Nr. 4568) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Anserate werden die 5spaltige Weltzeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein. — Aufgebundene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Sprechstunde 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Der zweite Tag der Flottenvorlage.

Leipzig, 10. Februar.

Aus Berlin wird uns vom 9. Februar geschrieben: Die Flottenthusiasten werden sich beklagen. Sie hatten bei den Verhandlungen über die Flottenvorlage auf große, erregte Debatten, auf Donner und Blitz gerechnet, und nun verläuft die Diskussion so träge und langweilig, so stimmunglos und gedrückt, daß sich kein Fingerhut Begeisterung daraus schöpfen läßt. Wollen sie den stammelnden, hilflosen Tirpitz anklagen, dem das böse Gewissen, vor zwei Jahren so ganz anders gesprochen zu haben, Schweißtropfen auspreßt, oder den eleganten Herrn von Bülow, der bei der Staatsberatung schon alles Kolophonium verbraucht zu haben scheint und schweigend dasitzt, wie der Reichskanzler und der Schatzsekretär?

War der erste Tag der Beratung in Langeweile getaucht, so war es der zweite noch mehr. Selbst eine große Rede Eugen Richters vermochte nichts daran zu ändern. Kein Redner vermochte sich wirkliche Aufmerksamkeit zu erzwingen. Auf den Bänken des Hauses wurde genüsslich geplaudert, und Foher und Restaurant waren zeitweilig stärker besetzt als der Sitzungssaal. Das Hauptgesprächsthema in den Gruppen war die Frage, wer Liebers Nachfolger in der Führerschaft des Centrums sein werde. Zwar gilt der Zustand des Schwerkranken heute für nicht ganz so hoffnungslos wie gestern, aber an seinen Erbsitz muß gedacht werden. Als präsumptive Erben gelten Herr Fröhen aus Düsseldorf und der jüngst wieder neu in den Reichstag eingetretene bayerische Graf Konrad Preysing. Dieser süddeutsche Aristokrat hat schon früher in seiner Partei eine Art Führerrolle gespielt, und in den letzten Tagen steht er wieder stark im Mittelpunkt der Verhandlungen in der eigenen Partei und mit anderen Parteien.

Drinnen hat inzwischen der freikonservative Graf Arnim für die Vorlage gesprochen, derselbe, der vor zwei Jahren eine Verdoppelung der Flotte als den Todesstoß für die Landwirtschaft bezeichnet hat. Heute ist er für die Verdoppelung und so eifrig dafür, daß er die Frage: Wer bezahlt die Kosten, für einen Verrat an der Flottensache hält. Er rechnet darauf, daß die „patriotischen Empfindungen der Landwirtschaft“ durch höhere Kornzölle bezahlt werden, und mit bezeichnender Wendung erinnert er an die Armeeorganisation Wilhelms I., der er die Marinereorganisation Wilhelms II. an die Seite stellt. In der derben Sprache des gewöhnlichen Lebens nennt man das: mit der Wurst nach der Spreckseite werfen.

Ihm folgt Graf Posadowsky. Der Staatssekretär des Innern giebt sich gern als Philosoph, und er lüchelt diese philosophischen Augenblicke durch die Geste an. Die Stirn legt sich in schwere Denkerfalten, die Linse fährt kosend durch den prächtigen Bart, und die Rechte zerteilt den Rebel der Opposition, um das Licht der Regierungsweisheit leuchten zu lassen. Heute befehrt er dem Hause einen tiefgründigen Exkurs über die Schwärmerie als politischen Wachsfaktor. Aber er hat noch andere Saiten auf seiner Harfe. Nach dem philosophischen Lehrgedicht kamen die positiven Zahlen über die Entwicklung der Industrie, des Handels und der Wohlhabenheit der Bevölkerung.

Leider schüttelte ihm Eugen Richter, der nach ihm sprach, den Wilschopf sofort durch eine kleine Handbewegung um. Er meinte, daß dieser Teil der Posadowsky'schen Rede eine treffliche Einleitung zu Handelsverträgen gewesen und daß die befagte Entwicklung sich bisher ganz unprogrammatisch ohne verstärkte Schlachtschlote abgespielt habe. Nicht das Kriegsschiff, sondern der Preiscourant herrscht im Handelsverkehr. Es fehlte der anderthalbstündigen Richterschen Rede wahrlich nicht an treffenden Wigen, packenden Vergleichen und schlagenden Wendungen. So führte er die Nationalliberalen, die Partei der organisierten Uneinigkeit, gut ab, so widmete er dem Grafen Bülow ein paar glänzende Postheften, so verhöhnte er die Wildentischen, die schon heute die Grenzen Pangermanns absteckten, und so ermahnte er die Hochschulprediger an die glatten Abfälle der jüngsten Wendekern bis zum alten Wagner — vor den Berliner Arbeitern am Mittwoch erlebt hatten. Und doch fehlte der Rede in ihrer Gesamtheit die Wirkung. Nicht nur, weil sie sich in Einzelheiten verzettelte. Es fehlte ihr das Rückgrat des Princips. Auch unsere Linkliberalen kapitulieren vor Moloah. Sie seigen Mäcken und machen doch mit. Schüchtern und schämig erklärte sich Richter bereit, im Rahmen der jährlichen Staatsberatung für mehr Kriegsschiffe zu stimmen. Was nützt das Donner gegen den Imperialismus und die Weltreichsromantik, wenn man — freilich in anderer Form — doch bewilligen will?

Herr Tirpitz hätte sich wahrlich nicht so über Herrn Richter zu enträsten und ihm mit dem Urteil der Geschichte zu drohen brauchen. In der Benutzung dieser alten Phrasen gipfelte heute seine kümmerliche Beredsamkeit, die selbst der nicht verwöhnten und gar nicht heiklen Rechten nur ein schwaches, furchtames Bravo entlockte. Und doch hat die lächerliche Unbeholfenheit des Wortführers der Flottenvermehrung ein Gutes. In der Angst, überhaupt nur einen Satz zu stande zu bekommen, sagt Herr Tirpitz manches, was geschicktere

Redner des Regierungstisches verschweigen würden. So entschlopfte ihm heute das Wort: „Zahlenmäßig betrachtet ist unsere Flotte auch nach der gegenwärtigen Vorlage immer noch schwach an Zahl.“ „Da haben wir's“, riefen unsere Genossen bei dieser Perspektive auf ungezählte weitere Panzer. Herr Tirpitz hat sich so wenigstens vor der Gefahr geschützt, sich später selbst Lügen strafen zu müssen, wie es ihm diesmal ergangen ist.

In Herrn Rickert, der alten liberalen Trauerweide, hat die marinesfreundliche Entwicklung, deren Anfänge bei der freisinnigen Volkspartei unlegbar vorhanden sind, ihren Höhepunkt erreicht. Sein liberales Gewissen suchte er durch Angriffe auf die Agrarier und durch den Vorschlag einer Vermögenssteuer zu salivieren. Außerdem war er in der glücklichen Lage einen „sozialdemokratischen Arbeiter“ aus Danzig als Schwurzeugen für die Flottenvermehrung citieren zu können. Diesen Einen schenken wir ihm gern.

Nach einer Rede des Polen Motky, der wegen der polenfeindlichen Politik der Regierung mit seiner Fraktion nicht für die Vorlage zu haben ist, gab es einen antisemitischen Ciertanz, den Herr Liebermann von Sonnenberg exekutierte. Aus Vorsicht hatte er sich seine Rede aufgeschrieben, um die Einerseits und Andererseits an richtiger Stelle anbringen zu können. Die Antisemitik und für die Flottenvermehrung, denn die drückenden die Antisemiten sind gegen die Flottenvermehrung, denn die Bauern wollen nichts davon wissen.

Als Kaufpreis verlangte Herr Liebermann von der Regierung weiter nichts, als das Fleischschaugeßel, die Zurückstellung des Kanalprojektes für zwanzig Jahre und hohe Getreidezölle. Sein Ja war doch sonst billiger zu haben.

Zum Schluß verlas der konservative Wittauer Smalaky eine zustimmende Erklärung, dann wurde die Weiterberatung auf Sonnabend vertagt.

Politische Uebersicht.

Unverständliche Verständigung.

Aus Wien schreibt uns unser k. s. Mitarbeiter: Für ein und dieselbe Sache haben wir in Oesterreich immer ein Dutzend Namen. Kommt man das Zustandekommen eines Ausgleiches nicht herbeiführen, so sucht man Punktationen zu vereinbaren, geht das auch nicht, so versucht man es mit dem Kompromiß: Herr v. Körber hat die Verständigung erfinden.

Senilleton.

Nachdruck verboten.

Kraft.

Von Fritz Mauthner.

Wölfi fragte, wie es gekommen wäre und was Mama gesagt hätte, und warum ihn der Onkel Rechtsanwalt abhole. Man hätte ihn nur zu telegraphieren brauchen. Als auf einer Zwischenstation Fremde ins Coupé stiegen, hielt sich Wölfi tapfer und stellte sich schlafend.

Gegen Abend fuhr van Tenius mit Wölfi beim Ossendorff'schen Hause vor. Der Knabe verließ ihn ohne Gruß und jagte die Treppe hinauf.

„Mama!“
Franz berichtete dem Rechtsanwalt. Die Frau Baronin sei nicht krank, aber so schwach, daß sie kein Glied rühren könne. Herr Lieutenant von Ossendorff habe alles geordnet. Auf's vornehmste. Die gnädige Frau Tante sei seit acht Uhr morgens hier und habe die Frau Baronin nicht einen Augenblick verlassen. Für den Herrn Rechtsanwalt habe die Frau Baronin keinen Auftrag gegeben.

Van Tenius ging nach Hause.

Am nächsten Morgen schrieb er wieder einige Zeilen. Er glaubte ihre Stimmung zu treffen, wenn er dem guten Wetter Richard die nächsten und traurigsten Pflichten überlasse. Er selbst werde sich bei der Freundin nicht melden. Sie werde ihn ja wohl rufen, wenn sie es für richtig halte. Ob heute oder erst nach Wochen, das stehe bei ihr. Er schreibe bloß, um ihr im Geiste die Hand zu reichen.

Am Begräbnistage war van Tenius frühzeitig in der Villa. Wetter Richard hatte seine Sache gut gemacht. Im Arbeitszimmer Ossendorffs war der Sarg aufgebahrt. Eine Anzahl schöner Kränze lagen gefällig auf der schwarzen Sammetdecke, die jetzt den Sarg verhüllte. Eine Palme, die van Tenius gefandt hatte, lag oben auf. Sonst war der Raum durch schwarze Stoffe und viele Kerzen feierlich abgestimmt.

Langsam versammelten sich einige Leidtragende. Ploßlich aber, Schlag elf Uhr strömten Offiziere aller Waffengattungen herbei. Der Raum war von Uniformen gefüllt. Ein General und ein Generalleutnant gingen an der Spitze. Der Kriegsminister hatte einen Adjutanten entsandt. Wetter Richard tauschte beflissen Händedrucke aus.

Dann trat Marianne herein, vom Sanitätsrat und der Tante mehr getragen als geführt. Sie wurde auf einen Stuhl gesetzt, und niemand wagte sie aufzuheben, als sie vollkommen kraftlos vom Stuhle zur Erde sank und da wie ohne Anteil liegen blieb. Die tiefe Witwenracht verhüllte ihr goldenes Haar.

Wölfi, der sich beim Eintreten hinter die Stifstante versteckt hatte, stand jetzt neben seiner Mama und blickte feindselig um sich.

Die beiden Generale und der Adjutant des Ministers wollten der Witwe ihr Beileid ausdrücken, schwiegen aber bald wieder, verlegen vor der halb ohnmächtigen Frau.

Marianne lächelte höflich und nickte mit dem Kopf und schien gar nicht zu wissen, daß sie dabei auf dem Boden lag.

Dann sprachen die hohen Offiziere mit Wölfi. Der blickte sie nur erkaunt an.

Endlich trat die Stifstante vor und sprach den Dank der Familie aus; ihre Augen blickten überraschend schön und erst in ihrem tiefen Schmerz.

Während der Rede des Geistlichen kam eine große Erregung über van Tenius. Er hatte seinen besten Freund verloren. Wetter empfand er jetzt nichts. Auch viele Offiziere schienen ergriffen. Man schneuzte sich allgemein. Witten während der Rede fing Marianne leise zu stöhnen an. Kaum vernehmbar flüsterte sie:

„Wolfgang! Verzeih mir! Wolfgang!“
Wölfi beugte sich zur Mama hinab und flüsterte ihr etwas zu. Sie zog ihn an sich und küßte ihn.

Dann war die häusliche Feier beendet, und man trug den Sarg hinaus. Die Träger hatten kaum die Thüre hinter sich, als sie leise Bemerkungen über das geringe Gewicht des Sarges austauschten.

Marianne wurde jetzt von Franz, dem Sanitätsrat und den beiden Mädchen hinweggeführt. Sie hatte nicht das Bewußtsein verloren, hatte aber keine Herrschaft über ihre Gliedmaßen.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Und jetzt empfand es van Tenius ploßlich wie eine Feigheit, daß er sich unter den Leidtragenden verlor, daß er sich von diesen vielen Uniformen langsam in eine der letzten Reihen drängen lassen. Auf dem langen Wege zum Kirchhof bemächtigte sich seiner allmählich ein herrischer Trost. Er war der Erbe des Verstorbenen, er allein, und er wünschte den Platz hinter dem Sarge einzunehmen. Was war das für ein Glückfall in die alte Sentimentalität, daß er sich vom Pastor hatte rühren lassen. Gewiß war Ossendorff ihm ein lieber Kamerad gewesen. Aber es war doch gut, daß er aus dem Wege war. Es war notwendig. Damals, den Schuß, den hatte er selbst aus der Welt schaffen müssen, hatte Vorsetzung spielen müssen. Da hatte der Tod häßliche Nebenstände herbeigeführt. Aber jetzt, diesmal war alles aufs natürlichste zugegangen. Dem armen Freund war wohl,